



Ein voller Saal in der „Welcome Zone“ des Frankfurter Waldstadions: Über 260 Fans von Vereinen aus den deutschen Profi- und Amateurligen sowie dem Ausland waren zum 10. Erinnerungstag gekommen.

## **Erinnerung Keine Insel der Seligen**

„Nie wieder!“ Diesen Aufruf und die Mahnung der Überlebenden des ehemaligen Konzentrationslagers Dachau haben Fußballfans vor 10 Jahren aufgegriffen und den *Erinnerungstag* im deutschen Fußball ins Leben gerufen. Jedes Jahr werden seitdem um den Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus am 27. Januar Veranstaltungen und Aktionen von und mit Fans innerhalb und außerhalb der Stadien durchgeführt. So gab es zum Beispiel bei uns zum Heimspiel gegen den SC Paderborn im Januar 2011 ein Vorwort von Tommy/Kwh und ein Interview mit Helge Meves von S.E.o.N. im Programmheft dazu.

Zum zehnten Jahrestag der Kampagne fand am Wochenende vom 10.-12. Januar in Frankfurt am Main eine Versammlung unter Motto „Für lebendige Gedenkkultur – Gegen Diskriminierung“ mit mehr als 270 Teilnehmern aus Verbänden, Vereinen und Fanszenen statt, zu der auch Fans und Vertreter des 1. FC Union Berlin eingeladen waren. In insgesamt neun Panels wurden neben historischen Themen wie dem Arbeiterfußball in Deutschland oder dem jüdischen Fußball in der Zeit des Nationalsozialismus auch aktuelle Fragen diskutiert. So stellte Jacob Rösler, Leiter der Fan- und Mitgliederabteilung bei Union, die Arbeit der FuMA vor. Vor allem die Panels zu aktuellen Entwicklungen im Fußball zeigten deutlich: Der Kampf gegen Diskriminierung ist längst nicht zu Ende oder überall erfolgreich geschlagen. Im Gegenteil: Mancherorts ist er sogar gefährlich für diejenigen, die ihn führen.

So berichtete ein Mitglied der „Aachen Ultras“, wie Mitglieder seiner Gruppe immer wieder überfallen und körperlich angegriffen worden sind – weil sie sich offen gegen Diskriminierung und rechtsextreme Tendenzen in der Fanszene positionierten. Ähnliches lässt sich aus Braunschweig oder Duisburg berichten. Und auch in anderen Fanszenen Deutschlands brodelt es, hat der Kampf um die Deutungshoheit in den Kurven längst begonnen und an Schärfe gewonnen.

Offen rassistische oder antisemitische Äußerungen sind heute in den Stadien glücklicherweise selten geworden und finden keinen Resonanzboden bei der überwältigenden Mehrheit der Stadionbesucher. Bananenwürfe, Urwaldgeräusche oder „Jude!“-Rufe gegen den Schiedsrichter als „Meinungsäußerung“ des Fanblocks – heute kaum noch vorstellbar.

Für die Verdrängung rassistischer Äußerungen aus den Stadien sind nicht nur, aber auch und entscheidend Ultragruppen

# Speaker's Corner

Der geneigte Leser hat das Wort



verantwortlich, so die These des freien Journalisten Christoph Ruf in seinem neuem Buch „Kurvenrebell“. Aber Vorurteile und Stereotypen sind natürlich nicht aus den Köpfen verschwunden. Konflikte entstehen vor allem dort, wo nicht bei Selbstverständlichem stehen geblieben wird: Rassismus und Antisemitismus sind mittlerweile gesellschaftlich so stark geächtet, dass ein Bekenntnis gegen diese Diskriminierungen als mittlerweile selbstverständlich erachtet wird und dadurch mancherorts gar die Gefahr besteht, dass den Initiatoren von Antirassismusbewegungen Nestbeschmutzung vorgeworfen wird bzw. Probleme zu sehen, wo keine seien. Zudem wird ein Bekenntnis gegen Diskriminierung damit leider damit auch oft zur nicht mehr hinterfragten und hohlen Phrase. Wie sieht es aber aus, wenn andere Formen der Diskriminierung angesprochen werden? Wie sieht es aus bei Sexismus, Homophobie oder Antiziganismus, also der Feindlichkeit gegenüber Sinti und Roma? Den schwarzen Spieler der gegnerischen Mannschaft als „Neger“ zu beschimpfen, verknüpft man sich, aber „XYZ, nur Zigeuner!“ muss man doch noch mal sagen können? Der Schiedsrichter ist heute kein „Jude“ mehr, aber dafür wohlweise eine „Fotze“ oder zumindest eine „Schwuchtel“?

Wo Menschen solche weitergehenden Diskriminierungen in den Fankurven zum Thema machen, kollidieren sie immer öfter mit rechtsextremen Fans und Hooligans, die auch gewaltsam gegen die meist jugendlichen Fans vorgehen. In manchen Kurven zeigt sich klammheimlich Freude darüber, dass die „Politicspinner“ jetzt endlich ihre Grenzen aufgezeigt bekommen, schließlich sei die Beschimpfung des Gegners im Stadion auch mit Formulierungen aus der Schublade von Niveaumaulwürfen so etwas wie ein Menschenrecht im Stadion. Dann fehlt eigentlich nur noch die absurde Behauptung „Politik hat im Stadion nichts zu suchen“, und schon entsteht ein Klima, in dem sich nicht nur, aber auch Rechtsextreme wohlfühlen.

**„Ich brauche keinen politisch korrekten Fußball. Aber einen diskriminierungsfreien Fußball.“**

Christoph Ruf äußerte diesen Wunsch in einem Panel der Konferenz, der von Mitgliedern und Verantwortlichen des 1. FC Union Berlin organisiert und durchgeführt wurde. Das Thema lautete „Mit demokratischem Engagement in Vereinen Rechtsextremismus vorbeugen“. In drei lebhaften Diskussionsrunden stellte Helge Meves S.E.o.N. vor, die Initiative „Schöner Eisern ohne Nazis“. Marvin vom Wuhlesyndikat brachte seine eigene Sicht in die Debatte ein. Die Moderation hatte Alexander Cierpka übernommen. In der Diskussion mit Teilnehmern aus ganz Deutschland wurde sehr schnell deutlich, dass Union für seine Fanfähe, die Mitwirkungsmöglichkeiten und das Verhältnis der Fans untereinander zwar zurzeit fast überall Applaus und Anerkennung erntet, das „Modell Union“



# Speaker's Corner

Der geneigte Leser hat das Wort



Podiumsdiskussion am Abend mit Günther Koch (Hessischer Rundfunk), Simon Müller (Schickeria - FC Bayern), Mete Gür (Carsl - Beşiktaş Istanbul), Marcel (Kohorte - MSV Duisburg), Ludwig Haas (Gröfenberger Sportbündnis), Helge Meves (S.E.o.N. - Union) und Matthias Neumann (Fanprojekt Gladbach)

Foto: Klaus Schmitt

aber natürlich auch nicht perfekt ist und keinesfalls als Schablone oder Masterplan auf andere Vereine oder Fanszenen übertragbar ist. „Nicht miteinander zu reden, nur auf Repression zu setzen, fördert vor allem die Radikalisierung“, so Rösler. Gerade diese Betonung auf den Dialog mit und zwischen den Fans sowie die historisch verständliche Skepsis gegen jede Art von Verboten bei uns Unionern wird aufgrund anderer Erfahrungen nicht überall verstanden und geteilt.

Da trotz der perfekten Organisation der Veranstaltung die Stadt Frankfurt am Main zur Winterzeit im Allgemeinen, sowie die Otto-Fleck-Schneise im Besonderen nicht unbedingt zu den Wohlfühlorten von Unionern gehört, musste man sich das Wochenende neben und in der Commerzbank-Arena und in der Einflugschneise des größten deutschen Flughafens am Abend gemeinsam etwas schöner trinken. Aber auch das ließ den Blick auf den deutschen Fußball und Union nicht verklären:

Wir leben bei Union nicht auf einer „Insel der Seligen“, paradiesische Zustände vertragen sich nun einmal nicht mit der Anwe-

senheit von Menschen. Wir haben aber durch die vielfältigen Mitwirkungsmöglichkeiten im Verein und der Fanszene ein riesiges Spielfeld, auf dem junge und nicht mehr ganz so junge Menschen erfahren können, wie man mit verschiedenen Meinungen umgeht und gemeinsam nach Lösungen sucht. Das ist nicht immer einfach. Da geht vieles nicht schnell und schon gar nicht auf Knopfdruck. Da muss man sich mit Menschen und Positionen auseinandersetzen, die anders als man selbst oder die eigenen Gedanken sind. Da müssen Ambivalenzen, Widerstände und Widersprüche ausgehalten werden. Da lernt man auch zu verlieren. Aber eines ist es ganz bestimmt nicht: unpolitisch.

Zu Union gehören die unterschiedlichsten Menschen von überall her. Klar, da wird eigene Toleranz manchmal arg strapaziert: Der eine kann die Laberbacke und endlosen Statements im Programmheft nicht ausstehen, den Nächsten stören die Eventies und der Nachbar auf den Stufen stört sich vielleicht an Unionern, die es schaffen zum 13-Uhr-Spieltermin am Sonnabend schon sturzbesoffen zu sein. Und manchmal hilft dann keine Toleranz mehr, sondern nur noch Ignorieren und Wegschauen.

Kein Wegschauen und keine Ignoranz dürfen wir uns als Fans, Mitglieder und Verein erlauben, wenn Menschen auf unseren Rängen oder auf dem Spielfeld diskriminiert werden. Egal ob wegen ihrer Herkunft, Religion, Geschlecht oder sexueller Orientierung. Wer diese Menschen, die Teil der Unionfamilie sind, diskriminiert, stellt sich selbst ins Abseits.

Stephan/S.E.o.N.

## Gedenken kann man nicht erzwingen

Erinnerungstagen haftet oftmals etwas Ritualisiertes, etwas Zwanghaftes an: Da wird einmal im Jahr verkündet, was man aus der Geschichte gelernt hat, vielleicht wird noch ein Kranz abgeworfen. Im Fußball wird dann gerne noch ein Banner über den Platz getragen und ein Text verlesen. Und dann bitte zurück zum Fußball, wir sind schließlich nicht zum Gedenken hier, sondern um Dresden wie fast immer in den letzten Jahren mit einer Niederlage nach Hause zu schicken.

Gedenken kann man nicht erzwingen. Gedenken setzt aber vor allem erst einmal Wissen voraus. Wissen um Zahlen, Daten und Fakten, klar. Betroffen ist man meist erst, wenn etwas direkt in der Nachbarschaft passiert, quasi direkt vor der Haustür. Allein in Köpenick gab es zur Zeit des Nationalsozialismus über 100 Zwangsarbeiter-lager. In der Wuhlheide gab es ein „Erziehungslager“ für Zwangsarbeiter, in der Sedanstraße (dem heutigen Bruno-

Bürgel-Weg) wurden weibliche KZ-Häftlinge aus Ravensbrück in einem umgebauten Bootsschuppen an der Spree untergebracht. Die Frauen mussten in der Batteriefabrik Pertrix, die zur Akkumulatorenfabrik (AFA) gehörte, Batterien herstellen. Jeweils zwölf Stunden pro Tag, ohne jeden Schutz gegen ätzende Säuren.

Für Interessierte an diesen deutschen Zuständen empfiehlt sich ein Besuch im letzten komplett erhaltenen Zwangsarbeiterlager Berlins an der Britzer Straße 1-5, zehn Minuten vom S-Bahnhof Schöneweide entfernt. Ein Blick unter <http://www.zwangsarbeit-in-berlin.de/> lohnt vorher.

Für alle Interessierten und auch Nicht-Interessierten jetzt zurück zum Fußball. Schließlich gehört zu unserer Geschichte auch und vor allem die Unterstützung der Mannschaft auf den Rängen, um Dresden mal wieder mit einer Packung nach Hause zu schicken.

Stephan/S.E.o.N.